

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 100 (1974)
Heft: 37

Artikel: Mein Busen drängt sich auf und nieder...
Autor: Knobel, Bruno
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-512955>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Mein Busen drängt sich auf und nieder ...

Preishausse für Kartoffelstößel

Nostalgie ist etwas Komisches: es bedeutet das Heimweh nach einer Zeit, die es so, wie wir sie uns vorstellen, gar nie gab; Heimweh nach einer zurückliegenden Zeit, die wir – hätten wir sie wieder – in ähnlicher Weise verabscheuen würden wie die heutige Zeit. Dennoch oder deswegen schwillt die Nostalgiewelle noch immer an, was sich im Antiquitätenhandel etwa darin zeigt, dass für erst dreissigjährige Kartoffelstößel aus Holz bald schon Preise gefordert werden wie für einen Stich von Merian. Da es indessen mehr Bücher als Kartoffelstößel gibt, war es wohl unvermeidlich, dass auch die Literatur in den Nostalgiestrudel geriet. Elaborate etwa der Hedwig Courths-Mahler oder der Eugenie Marlitt, bis vor kurzem noch als Ausgeburten des literarischen Kitsches aus der Jugendzeit heutiger Grossmütter verpönt, sind wieder «in» wie einst. Seriöse Zeitungen und Zeitschriften scheuen sich nicht, die tränen-seligen Rühr-Romane neu anzu-rühren, und Radio und Fernsehen wirken eifrig mit, die Schmachtfetzen aufzuwärmen.

Also ein Rückfall in den Kitsch? Ich weiss nicht! Heute wird ja wohl sogar mehr Kitsch gelesen als früher, wenn auch moderner Kitsch. Und was uns in den alten Rühr-Romanen heute so erheiternd kitschig dünkt, war damals häufig weniger Kitsch als Ausdruck der damaligen Zeit. Nicht nur Küchenmädchen dachten und äusseren sich so, wie Courths und Marlitt es beschrieben. «*Mein Busen drängt sich auf und nieder, / ich kann nicht länger fremd ihm sein – / die Liebe, Walter, hat mich wieder, / auf ewig, Walter, bin ich dein!*» – das ist weder von Marlitt noch von Courths, sondern das schrieb (in einem Drama) jener Friedrich Engels, der als engster Mitarbeiter von Karl Marx das Kommunistische Manifest mitverfasste. Dass wir uns zu jener Zeit heimwehsüchtig hingezogen fühlen, mag also z. B. davon her-rühren, dass wir genug haben etwa von unseren heutigen Erzmarxisten, die zwar auch viel schreiben,

aber eben doch nicht auch etwas so Verständliches wie (vorhin) Engels.

«*Und alle Besucher der Landesausstellung trugen auf ihren Stirnen und in ihren Seelen ein frohes Leuchten heim, die Freude und den Stolz darüber, Schweizer zu sein ...*» Auch das stammt weder von Hedwig noch Eugenie, sondern von Bundesrat Etter. Es mag uns heute, erst fünfunddreissig Jahre später, kitschig dünken – als es gesagt wurde, passte es in die Zeit!

Das wunderschöne, zwar verarmte, aber dennoch stets mit bestechend feiner Eleganz gekleidete, dank Günther von Hohenfels schliesslich glücklich gewordene Fräulein von Rhode. Und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie heute noch.



Ausgesprochen dezent

«*Eine ihrer Hinterbacken schob sich rund und saftig vor das rechte Glas seiner Sonnenbrille. Dann stachen ihre Brüste, aus dem Badeanzug quellend, wie die Nasen zweier Jagdbomber vor den ferneren Horizont der Karibischen See. Er musste an sich halten, um sie nicht in die ebenförmigen Schenkel zu kneifen, und er nahm langsam und geniesserrisch die Sonnenbrille ab, denn das war das atemberaubendste Nichts von Bikini, das er je gesehen hatte ...*»

So schrieb ein moderner Unterhaltungsroman-Autor, und wäre «er» z. B. James Bond, dann wäre die Schilderung einer weiblichen Anatomie intimsprayartig noch weit eingehender erfolgt.

Die Courths-Mahler war wesentlich dezenter: «*Elinor war eine schöne Erscheinung. Und immer war sie geschmackvoll gekleidet. Der fussfreie, weite blaue Rock liess die schmalen Füsse in den eleganten, aber festen braunen Halbschuhen sehen, über dem blauen Rock trug sie eine hellblaue seidene Strickejacke, die wunderbar zu dem blonden Haar stand. Das blonde Haar war über der schönen, klaren Stirn glatt gescheitelt und war tief im Nacken zu einem dicken Knoten aufgesteckt. Wunder-schöne, goldig braune Augen hatte sie, und die langen Wimpern warfen leichte Schatten auf die rosigen Wangen. Gesund und frisch sahen die Augen in die Welt. Ein Lachen lag in den Augen, Jugendlust und Kraftbewusstsein über der ganzen Person, die sie unwiderstehlich machten. Ihre Gestalt war schlank und doch kräftig, der Gang federnd und zielbewusst. Alles an ihr, selbst ihr Organ, stand in vollkommener Harmonie ...*»

Von Fuss bis Organ gezeichnet, aber zu intim Anatomisches ausgespart, schicklich und dezent – ist es das, was dieser Literatur heute wieder Freunde bringt? Ist es die unausgesprochene Achtung vor der «Würde der Frau», die aus den Schilderungen spricht, jener Würde, die später unter die Räder (auch) der sogenannten Emanzipation geriet?

Sex war tabu

Oder hat man heute genug von der Sexwelle und flüchtet sich deshalb genüsslich in Romane aus einer Zeit, als es Sex nicht gab, weil es nicht geben konnte, was es nicht geben durfte; als ein Frauenbein unerwähnt blieb, weil so etwas ganz einfach nur unter Ausschluss der Öffentlichkeit (und auch der Leser) existierte. Noch vor kurzem belächelte man das als Pruderie, als Sex zum Zuschauersport degradiert wurde. Doch manches, was noch vor kurzem als liberal

oder progressiv galt, gilt heute wieder als obszön! Weil man entdeckt hat, dass sexuelle Handlungen an sich zwar durchaus natürlich und schön sind und man sich ihrer nicht zu schämen braucht, dass sie aber dann obszön werden, wenn sie geschildert werden, weil das den Beschreiber und Leser zum Zuschauer macht, zu Voyeurs. Könnte es sein, dass einem die Marlitt und Courths sympathisch sind, weil sie – obwohl sie am Laufmeter «Küchenliteratur» und nur fürs gute Geld schrieben – im Aussparen sexueller Schilderungen jene Zurückhaltung übten (und in damaliger Zeit natürlich üben *mussten*), die auch die grössten Dichter der Weltliteratur auszeichnet?

Ich erspare es mir und dem Leser, aus zeitgenössischer Unterhaltungsliteratur, aus Boulevard-Gazetten und Illustrierten-Romanen Stellen zu zitieren, in denen spaltenlang Liebesakte minutiös wie Catch-as-catch-can-Orgien in der Manier eines kaltschnäuzigen Sportberichtes beschrieben sind. Ich erspare mir auch eine Wiedergabe von Stellen aus der ach so modernen Fäkalienliteratur, in welcher z. B. der Vorgang, der mit dem Entleeren des Darms verbunden ist, verbal zu einem Literaturereignis erster Ordnung hochstilisiert wird.

Die Marlitt und die Courths mögen weitschweifig geschrieben haben, nie aber sexuell ausschweifend. Dass Fräulein Elinor von Herrn Volkmar – beide allein im Wintergarten – ein Kissen in den Rücken geschoben wurde, ging schon sehr, sehr weit und führte auch zu einem leisen Erröten Elinors. Und wenn Volkmar schliesslich zur «Eroberung» schritt, dann erfuhr es der Leser nicht so: «Als er sah, dass sie nicht abgeneigt war, zog er sie aus und warf sie auf die Couch», sondern so:

«Und nun möchte ich Sie noch etwas fragen ... Wenn ich ... alles zum besten ausgeführt habe, dann sollen Sie mir sagen, gnädiges Fräulein, ob ich mir dadurch das Recht verdient habe, Ihnen eine Frage vorzulegen, von der mein ganzes Glück abhängt, deren Antwort mich zu einem Glücksmenschen oder mich tief, tief unglücklich machen kann ...»

Gross und zwingend sah er ihr ins Auge. Eine süsse Mattigkeit kam über Elinor, ein glückliches und verträumtes Lächeln spielte um ihren schönen Mund. Scheu und ergeben dem Einfluss seiner zwingenden Männlichkeit gegenüber reichte sie ihm die Hand und sagte leise und doch sicher: «Kommen Sie bald wieder – dann gebe ich Ihnen auch die Antwort.»

Selbstverständlich küsste darauf Volkmar, obzwar stürmisch, aber selbstverständlich nur ihre Hände, «und mit einem Male wusste man, dass Mutter Natur ...» Aber auch da täuscht sich der moderne Leser, denn Hedwig Courths-Mahler bringt den Vorfall mit Anstand zu Ende: «... das Mutter Natur mit



Die Gräfin von Freienbach: hartherzig, launisch, berechnend, böse – also versehen mit «harten Zügen» und «eiskalten Augen» und mit einem «bitterbösen Zug um die Mundwinkel».

Die warmherzige, zwar aus verarmtem Adel stammende, aber feinfühlig und vornehm denkende Eva von Rodenberg – also auch «liebliche Erscheinung», mit «harmonischer Schönheit gesegnet», «die ersten Züge gemildert durch wunderhübsch lustige Wangengrübchen».

weiser Vorbedacht ihm die lustigen Grübchen ins Gesicht gesetzt hatte.»

Fast möchte ich meinen, es gebe eine Courths-Mahler- und Marlitt-Welle, weil die moderne Literatur ein legitimes Bedürfnis nicht mehr deckt, weil also eine «Marktlücke» besteht.

Emanzipation

Aber auch in der Schilderung von Auseinandersetzungen zwischen Weib und Mann wurden die Grenzen der Schicklichkeit beachtet. Man sprach «heftig» und «ausser sich», die «Antlitze» wurden dann des öfters «steinern», und «das Auge blitzte in leidenschaftlichem Zorne»; Ohnmachten auf weiblicher Seite gehörten dazu (gegebenenfalls äusserst tiefe), so dass Mägde, Zofen oder zumindest Riechfläschchen beigezogen werden mussten. Das Schlimmste, was passieren konnte, wickelte sich bei der Marlitt so ab:

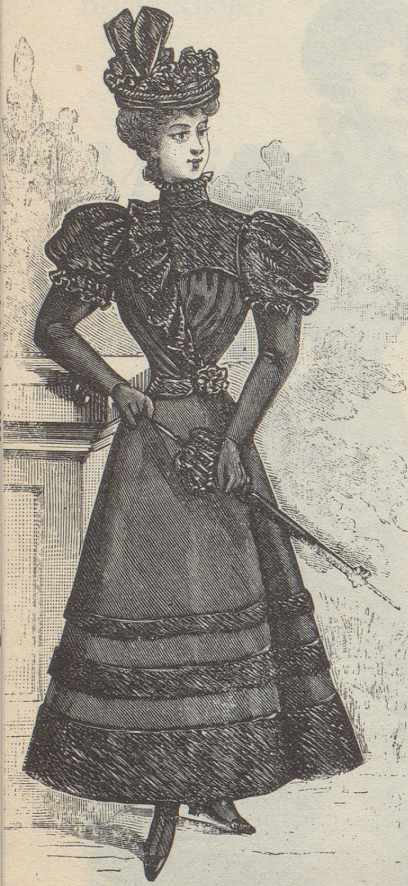
«Jetzt brach sie (die Baronin) zusammen. Arnold, verzeihe! rief sie und schwankte mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu. Fort!, stiess er ausser sich hervor; an dem sonst so beherrschten Manne bebte jede Faser. Nach allem, was deine bitterböse Zunge mir angetan, gibt es kein Wort der Erde mehr, das versöhnen könnte ... Gehe du hin zu den klösterlichen Pflegerinnen deiner Jugend! Mögen sie jetzt die Früchte ihres Erziehungssystems ernten und mit all den bösen Dämonen kämpfen, die mir das Leben vergiftet haben ... Sie schleudern ihre Verdammung gegen das Theater mit seinem teuflischen Blendwerk und bedenken nicht, dass sie mit ihrer heuchlerischen Erziehung der Mädchenseele die Komödie in die Ehe, in das Heim des ahnungslosen Mannes tragen! ...»

Der «geneigte Leser» stösst hier auf eine Spur Zeitkritik: so nebenbei wird ein kirchliches Erziehungssystem kritisiert. Könnte es sein,

dass unsere Sympathie für diese Art «Kitschromane» genährt wird, weil uns auch die Art, wie sie damals «Zeitkritik» übten, zwar nicht weniger wirkungsvoll, aber weit konzilianter als heute dünkt?: Da kommt die arme Bürgerliche im rührenden Happy End zum adligen Mann. Da bekennt ein ausgewachsener Baron sich vor seiner Standesschicht gar kühn zum Künstlertum. Da wird die ebenso wunderhübsche wie tüchtige Elinor Herrin über einen Industriekonzern und spricht gar unmädchenhaft (zu ihrem Stiefbruder, einem Tunichtgut): «Liebst du nicht die Arbeit um ihrer selbst willen – eben weil sie Arbeit ist? Locket es dich nicht, mit unseren tüchtigen Arbeitern in den Wettkampf zu treten? Das ist der würdigste Sport.»

Das alles und vieles mehr war damals gegen alle Gewohnheit und Konvention.

Wenn in unserer Zeit Pariser Frauen am Grabmahl des Unbe-



Sexy damals: das fussfreie Kleid.

kannten Soldaten einen Kranz mit der Aufschrift für die «vergessene Frau des Unbekannten Soldaten» niederlegten, ist das als «Schritt zur Konstituierung einer autonomen Frauenemanzipationsbewegung» zu verstehen. Aehnlich die Abtreibungs-Selbstbeziehungskationen, der «Streik gegen Phallokraten» und was weiss ich. Wie die Courths-Mahler und die Marlitt viele ihrer weiblichen Hauptpersonen beschrieben: das war – aus der Sicht jener Zeit gesehen –

Emanzipation. Mit Grenzen zwar, die aber von gar nicht wenigen (Frauen) auch heute wieder herbeigewünscht werden. Vielleicht weil damals (zumindest in den Romanen) die Männer so kavalierhaft und so unerhört männlich waren:

«Ein schöner Mann im landläufigen Sinn war er nicht. Dazu war das Gesicht zu markant und hager. Eine breite, hohe Stirn – darunter falkenscharfe, tiefliegende blaue Augen, das dunkle Haar glatt zurückgestrichen. Braun gebrannt das energische, lebensvolle Gesicht. Dazu eine prachtvolle, grosse, kräftige Figur. So machte er den Eindruck eines ernstesten, gesunden und geistvollen Mannes...», der aber gesegnet war mit einem bald humorvollen, bald ironischen, stets aber überlegenen Lächeln, «das die ganze Strenge aus dem Gesicht nahm».

Das musste (und muss wohl noch immer) den Leserinnen ausnehmend gut gefallen, jenen Leserinnen, die sich mit den (positiven) romanhaften Frauengestalten identifizieren konnten, denn die Frauen waren – ausnahmslos – deutlich etikettiert: entweder waren sie sehr, sehr böse, verworfen, heimtückisch und verdammenswert – und also auch äusserlich hässlich. Oder sie waren sehr, sehr gut, geistvoll, dem auserwählten Manne zugetan und untertan, immerdar – und also auch äusserlich wunderbar schön. Und jedes absolut ausschliesslich und ohne jene so verwirrenden Zwischentöne, die in Wirklichkeit alles so mühsam machen.

Vielleicht gilt die Sympathie heutiger Zeitgenossinnen für jene Romane vor allem eben einer jener lichten Frauengestalten, die «in vornehmer Toilette vor dem Spiegel ihres Licht und hell ausgestatteten Ankleidezimmers seiner harrrt. Hier und da hatten die schönen Hände noch etwas zu ordnen. Nur zu ordnen, denn zu verbessern gab es nichts. Wohl selten gab es eine Frauenerscheinung, die so ganz ohne jedes künstliche Mittel einen so faszinierenden Eindruck hervorrief...» Was nicht ganz wörtlich zu nehmen ist, denn gerade solche Frauengestalten waren mitnichten selten in den Romanen von Marlitt und Courths.

*

Item. Ich kann nur vermuten, wissen tue ich es nicht, nämlich was jene Bücher für heutige Zeitgenossen so anziehend macht. Wäre ich ausgesprochen boshaft, hätte ich zu diesem Phänomen nur G. C. Lichtenberg zitiert: «Ein Buch ist ein Spiegel. Wenn ein Affe hineinsieht, so kann kein Apostel herausgucken.» Da ich nicht boshaft bin, vermute ich, dass unsere Zeit die Bücher der Marlitt und der Courths deshalb sympathisch findet, obwohl sie gleichzeitig als Kitsch klassiert werden – weil uns die Erkenntnis dämmert, dass die Zeit nicht immer recht hat gegenüber ihrer eigenen Vergangenheit.

Unerbittliches Gedicht

I

Wenn man exakt wüsste, wieviele Sterne es gibt, müssten Kinder Sterne zählen, und wir würden sie, leistungsvorschworen, mit Sternadditionen und -subtraktionen quälen. Oder sie sollten Spiralnebel dividieren, multiplizieren nach Mass und Gewicht – aber die Sternenvergolder wer-weiss-vor-wieviel-Jahren zählten selber die Sterne nicht.

II

Dass sich die Sterne explosiv potenzieren, ist unbestritten – die Himmel sind gross –, und, expandierend, nie wiederkehren, extragalaktisches Sternsystem-Los. Nie wiederkommen? Wer will das wissen? Kam ein Verschollener nicht – flippete einst aus – hier unter Sternen in uralten Schriften hungrig zu Vaters Festmahl nach Haus?

III

Wüst sei die Erde – auch dies nachzulesen –, finster gewesen, unwirtlich und leer. Und dann gewaltig schufen Sonne und Regen Quellen und Bäche und Wälder und Meer. Bald aus den Meeren stiegen die Tiere. Später reiften Aepfel im Baum. Und als die Ersten sich sternengleich mehrten, goss einer Kanonen und schrie: «Volk ohne Raum!»

IV

Seitdem waten wir in Dreck und Schlamassel. Die Sterne darüber ziehn zahllos und dicht. Jetzt für die Toten, die wir töricht erschlugen, haben wir genug Gräber und Zählrahmen nicht. Richten wohl Tische – Vergornes, Gebratnes. Väter hüten ein köstlichstes Stück. Nie die Verlorenen, Erharrten, Geliebten kehren aus den Schlachten wieder zurück.

Albert Ehrismann

Ehrliche Zigarren für sonnige Stunden

Toscanelli

Sie schenken dem Raucher einen vollen anregenden Genuss, ohne dass er sie inhalieren kann und muss!